

Ein Mann, ein Hut

Unser Autor kommt in ein Alter, in dem Hüte plötzlich zum Thema werden. Auf der Suche nach dem perfekten Deckel wird er zu dem Mann, der er ist.

ER KLINGT WIE EINE VERHEISSUNG. Wie ein Motorrad, an dessen Lenker man sich hängt wie Peter Fonda in «Easy Rider». Dazu «Born to Be Wild» von Steppenwolf im Ohr. Tatsächlich ist der «Open Road» von Stetson ein Hut, im Internet bestellt. Ein paar Tage später fand ich ihn auf meinem Türvorleger. Welcome! Die Schachtel war grösser, als ich sie mir vorgestellt hatte, aber federleicht. Ich brachte sie in die Wohnung, stellte sie auf meinen Schreibtisch und setzte mich davor. Was nun?

Noch waren meine Frau und die Kinder nicht zu Hause. Ein guter Moment für die Anprobe: Hallo Hut, wirst du auf meinem Haupt so formvollendet wirken wie auf den Köpfen der Fotomodelle, die auf der Website deines Herstellers vor goldgelber Westernkulisse für dich werben? Oder wird es, wenn ich dich aus der Schachtel hebe und aufsetze, eine eher frostige, enttäuschende, ja kränkende Erfahrung sein, zumal vor meinem Fenster keine Saguaro-Kakteen in den Himmel ragen?

BILD UNTER:
Der US-Präsident
Lyndon B. Johnson
mit einem
«Open Road» in
Texas, 1965.

Jeder Mann kauft sich im Verlauf seines Lebens einen Hut. Je später, umso wahrscheinlicher. Vor dem Spiegel muss er sich drei Fragen stellen: «Erkenne ich mich wieder? Erweise ich mir mit dieser Kopfbedeckung einen Gefallen? Ist das der Mann, der ich sein möchte?» Die meisten Männer beantworten die Fragen mit Ja und somit falsch. Sie kaufen sich Indiana-Jones-Hüte, Humphrey-Bogart-Hüte, Johnny-Depp-Hüte, Clint-Eastwood-Hüte oder falsche Panama-Hüte. Hüte, die nichts auf ihren Köpfen verloren haben. Ich verstaute die Box im Kleiderschrank. Ungeöffnet. Noch war ich nicht bereit für den Spiegel.

Zum ersten Mal hatte ich den «Open Road» auf dem Kopf von Vicente Rodriguez gesehen: schwarzes Westernhemd, silberne Snap-Buttons, dunkelbraunes Jackett. Er ist Schlagzeuger bei Chuck Prophet, einem Singer-Songwriter aus San Francisco, der letzthin in Zürich ein Konzert spielte. Die Art, wie Rodriguez trommelte, die Cumbia-, Rockabilly- und Country-Beats locker aus der Hand geschüttelt,



FOTO: NBCU PHOTO BANK / NBCUNIVERSAL VIA GETTY IMAGES

könnte dazu beigetragen haben, dass ich seinen Hut besitzen wollte, obwohl ich selbst nicht Schlagzeug spiele. Ein unwahrscheinlich cooler Hut. Kein affektiertes Cool, sondern ein unprätentiöses, Filz gewordenes Old-School-Cool mit strengen Linien. Vermutlich kam er direkt aus einem eigens für die Ruppigkeiten des Tourneearltags gefertigten und mit rotem Samt ausgekleideten Köfferchen. Das dunkelgraue Prunkstück hatte eine stattliche Höhe und war mit einem Scheitelkniff und zwei Seitenellen versehen, die Krempe dagegen war flach wie ein Ufo über dem Rio Grande und im Verhältnis zur Krone nicht breit genug, um für einen Cowboyhut gehalten zu werden.

Noch auf dem Heimweg begann ich zu recherchieren. Klickte mich durch Bandfotos und Chuck-Prophet-Musikclips, fachsimpelte mit Chat-GPT und durchstöberte das Online-Angebot zahlloser Huthersteller. Ergebnislos. Ich schaute mir Filme an, in denen Männer Hüte tragen: Alain Delon in «Le Samouraï», Jack Nicholson in «Chinatown», Gene Hackman in «French Connection», Paul Newman und Robert Redford in «Butch Cassidy and the Sundance Kid». Ich lernte, Klassiker wie Bowler, Fedora, Trilby, Porkpie und Homburger zu unterscheiden, aber keines dieser Modelle kam dem unbekannten Hut-Objekt (Uho) von Vicente Rodriguez nahe. Teils war die Krempe zu breit, teils die Krone zu schräg, teils die Delle am falschen Ort.

Dann fiel mir die DVD «There Will Be Blood» in die Hände, der Neo-Western von Paul Thomas Anderson aus dem Jahr 2007. Zeit für ein Wiedersehen: Daniel Day-Lewis als skrupelloser Erdölbaron in massgeschneiderten Anzügen aus dunkler Wolle, darunter hochgeschlossene weisse Hemden und Westen, aus denen goldene Taschenuhrenketten hingen. Und siehe da, auf dem Kopf dieses finsternen Mannes sass Vicente Rodriguez' Hut. Jedenfalls beinahe. Denn wie ich bald feststellen sollte, existierte das Modell zur Zeit der Filmereignisse um 1910 noch nicht, wohl aber ein Vorläufer davon. Seine Ursprungsgeschichte (die nun auch in meine Geschichte fliesst) begann 1859, als ein an Tuberkulose erkrankter Mann namens John B. Stetson aus New Jersey an die Westküste zog, in der Hoffnung, das Klima würde sich günstig auf seine Gesundheit auswirken. Die Goldsucher, denen er sich in Kalifornien anschloss, trugen verlauste Mützen aus Waschbärenfell, die sich bei Regen wie Schwämme vollsogen. Als Sohn eines Hutmachers wusste er, dass Filz aus Biberfellen das beste Material gegen Nässe ist. Stetson begann, für sich und seine Freunde wetterfeste Hüte herzustellen.

Nach seiner Rückkehr an die Ostküste gründete er in Philadelphia die John B. Stetson Company. Der erste Hut, der in Produktion ging, sah aus wie eine Zitronenpresse und nannte sich «Boss of the Plains». Ein monumentaler Erfolg, der dem Mythos des amerikanischen Westens eine Form verlieh. Schon im ersten Jahr verkaufte Stetson tausend

“
Wenn man am Hut
klopft, klang es,
als pochte man
an die Tür einer
verlassenen
Scheune in den
Rocky Mountains.

”

Stück. Buffalo Bill liess sich Modelle mit grotesk breiten Krempen anfertigen. Für den Stummfilmstar Tom Mix, der in 291 Hollywood-Western mitspielte, konnte die Krone nicht hoch genug sein. Der Cowboyhut, wie wir ihn heute kennen, war in der Pop-Kultur angekommen.

Hier nimmt die Geschichte eine neue Wende, die fast achtzig Jahre später zu Vicente Rodriguez und der Schachtel auf meinem Türvorleger führen sollte: John B. Stetson wusste, dass kein zivilisierter Mann in New York, Boston oder Chicago als Revolverheld durch die Strassenschluchten stolzieren würde. In den Städten trug man Hüte aus Europa: Fedoras von Borsalino, Trilbys von Lock & Co. Hatters. Also brachte Stetson 1948 ein Modell auf den Markt, das er mit dem Slogan «As popular on the avenue as they are on the open road» bewarb. Ein Hybrid aus «Boss of the Plains» und Fedora, John Wayne und Humphrey Bogart, gemacht für den Boulevard wie für die Landstrasse, die Wall Street und die Route 66, den Cattleman auf dem Pferd wie den Gentleman im Automobil. Harry S. Truman, Dwight Eisenhower und Lyndon B. Johnson trugen den «Open Road» zur Schau, denn er verband den Pioniergeist mit der Moderne, das Ländliche mit dem Jazz-Zeitalter.

Als ich auf Stetson.com (nicht Stetson.eu!) zum ersten Mal auf den «Open Road» stiess, war es, als öffnete sich ein Vorhang. Nicht weniger als dreissig Varianten sind auf der Website aufgelistet, Stroh- und Filzmodelle, Arbeits- und Anzugshüte, limitierte Luxus- und Sammlereditionen, die Farben reichen von Schwarz über Anthrazit bis Strohgelb und Eierschalenweiss. Nur die Form ist acht Jahrzehnte unverändert geblieben. Ich entschied mich für das Vicente-Rodriguez-Einsteigermodell: den «Brookfield Open Road» aus dunkelgrauem Filz für 149 Franken samt Federchen im Hutband. Verglichen mit dem marineblauen «Pure Open Road» für 700 Franken ein Schnäppchen.

Doch zurück zur Schachtel in meinem Schrank. Als ich sie nach ein paar Tagen doch noch öffnete und den Hut zum ersten Mal in den Händen hielt, war ich überrascht, wie hart er war. Wenn man daran klopft, klang es, als pochte man an die Tür einer verlassenen Scheune in den Rocky Mountains. Bevor ich ihn anprobierte, hatte ich mir ausgemalt, welche Garderobe zu ihm passen würde, denn der «Open Road» ist kein Freizeithut. Man trägt ihn nicht auf dem Fahrrad oder am Wurststand. Partys? Kommt drauf an. Hochzeiten und Trauerfeiern? Warum nicht. Bei der Zeitungslektüre im Café? Unbedingt!

Ich zog meinen Lieblings-Vintage-Anzug an, ein dunkles Jeanshemd, braune Halbschuhe. Man muss kein Arschloch sein wie Daniel Day-Lewis in «There Will Be Blood», aber ein bisschen altmodische Eleganz ist von Vorteil. Old-School-Cool. Dann setzte ich mir den Hut auf. Er fühlte sich gut an. Wohin des Wegs, «stranger»? Vor den Spiegel. ■

Für FRANK HEER ist der Film mit den coolsten Hüten eindeutig «Le Samouraï» von Jean-Pierre Melville aus dem Jahr 1968.